



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE MÜNCHEN UND OBERBAYERN K.D.Ö.R  
ST.-JAKOBS-PLATZ 18, 80331 MÜNCHEN

FÜR DIE VERTRETER DER MEDIEN  
MÜNCHEN, 31. MAI 2013

**Hintergrundinformationen zum Abriss der einstigen Münchner  
Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße am 9. Juni 1938**

„Am Nachmittag versammelte sich in größter Bewegung (...) die ganze Gemeinde in dem Gotteshaus. Es wurden die Awino Malkenu gesagt, ein letztes Kaddisch, und die Thorarollen wurden in feierlichem Zuge in das Verwaltungsgebäude getragen. Am Tage darauf begann der Abbruch des Gotteshauses. Ich stand mit unserem Oberkantor, Professor Kirschner, auf der Treppe des Verwaltungsgebäudes und schaute auf das Werk der Zerstörung. An unser Ohr tönte der Ruf: 'Achtung, es wird gesprengt.' (...) So fiel das Gotteshaus nach 50jährigem Bestand, eine Zierde der Stadt, ein Opfer des fanatischen Hasses“.

Mit diesen Worten beschrieb Dr. Alfred Neumeyer, der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde München den Abriss der Münchner Hauptsynagoge.<sup>1</sup>

Tags zuvor, am 8. Juni 1938, hatten ihn Beamte des Bayerischen Innenministeriums einbestellt und ihm mitgeteilt, dass die Münchner Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße am nächsten Tag durch die Baufirma Leonhard Moll abgerissen werden soll.

„Aus verkehrstechnischen Gründen“, wie es hieß. Aber die verkehrstechnischen Probleme waren nur vorgeschoben. Hitler höchst persönlich hatte den sofortigen Abriss befohlen, um München von diesem „Schandfleck“ zu befreien.

Die Synagoge an der Herzog-Max-Straße fiel im Juni 1938 als erstes jüdisches Gotteshaus in Deutschland dem Zerstörungswillen der Nationalsozialisten zum Opfer.

### **Der Bau der Münchner Hauptsynagoge**

Nach den Plänen von Albert Schmidt wurde im September 1887 die neue Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße fertig gestellt. Sie war zu diesem Zeitpunkt die drittgrößte Synagoge Deutschlands.

Am 16. September 1887, erfolgte die feierliche Einweihung des neuen Gotteshauses, an der nicht nur viele Angehörige der Kultusgemeinde, sondern auch die Münchner Öffentlichkeit regen Anteil nahmen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Alfred Neumeyer: Erinnerungen bzw. Hans Lamm (Hg): Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München, 1982

<sup>2</sup> Stadtarchiv München, Stadtchronik vom 16.9.1887

In den frühen Morgenstunden wurden im Rahmen eines Gottesdienstes die Thora-Rollen von der alten Synagoge in der Westenriederstraße in das neue Gotteshaus überführt. Danach wurde an dem neuen Gebäude in der Herzog-Max-Straße der Schlussstein gelegt. Dieser enthielt eine Kapsel mit einer Urkunde über den feierlichen Akt sowie sämtliche Tageszeitungen und im Umlauf befindliche Münzen.

1888 wurde in unmittelbarer Nachbarschaft zur Synagoge ein neues Gemeindehaus erbaut, das 1889 fertig gestellt wurde.

Bis zur Enteignung 1938 waren in den Gebäuden Herzog-Max-Straße 3,5,7 die Kanzlei der Münchner Kultusgemeinde, das Rabbinat, zwei Betsäle, die Wohlfahrtsstelle der Gemeinde, die Cosman-Werner-Bibliothek (gegründet 1906) sowie die Geschäftsstelle des Verbands der Bayerischen israelitischen Gemeinden (gegründet 1920/21) untergebracht.<sup>3</sup>

Die Münchner Juden knüpften an die zentrale Lage der Hauptsynagoge und deren städtebaulich markantes Zeichen große Hoffnungen im Hinblick auf gesellschaftliche Anerkennung und religiöse Akzeptanz.

Diese neue Synagoge war nicht nur unter den Gesichtspunkten der Baukunst und der architektonischen Gestaltung bemerkenswert. Das Bauwerk war zugleich Ausdruck des Selbstverständnisses der jüdischen Gemeinde Münchens am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Synagoge wurde ganz bewusst an einer prominenten, für jedermann weithin sichtbaren Stelle errichtet. Das imposante Bauwerk war eine stolze Demonstration der Zugehörigkeit zur Münchner Stadtgesellschaft – im diametralen Gegensatz zu der überwunden scheinenden einstigen Verbannung der jüdischen Gemeinde. Auch die nichtjüdische Umwelt, insbesondere die staatlichen und städtischen Autoritäten, respektierten jüdische Religiosität und Kultur in wachsendem Umfang als zugehörig, wenn nicht gar als selbstverständliche Elemente eines vielfältigen urbanen Lebens.<sup>4</sup>

„Als die Israelitische Kultusgemeinde 1937 der Errichtung ihrer Hauptsynagoge vor 50 Jahren gedachte, war die Lage der Juden katastrophal geworden.“<sup>5</sup> Sie waren offener Verfolgung ausgesetzt, weitgehend verdrängt aus dem Wirtschaftsleben, aus Kultur und Wissenschaft, und die „Nürnberger Gesetze“ degradierten sie wieder zu Staatsbürgern und Menschen „minderer Art“.<sup>6</sup>

In dieser Situation der Bedrängnis und Verfolgung konnte der glanzvollen Feier vor 50 Jahren nur wehmütig gedacht werden. In ihrer äußerst bescheidenen Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Hauptsynagoge am 5. September 1937 sah sich die Israelitische Kultusgemeinde zu den Worten veranlasst: „Die 50. Wiederkehr dieses Tages festlich zu begehen, ist heute nicht die Zeit“.<sup>7</sup>

---

3 Vgl. Andreas Heusler: Die ehemalige Hauptsynagoge, in: Aus der Vergangenheit für die Zukunft, Hg. Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern et. al., München 2003, S. 23

4 Vgl. Stadtarchiv München (Hg.): Beth ha-Knesseth – Ort der Zusammenkunft, München 1999, S. 70, 72

5 Wolfram Selig (Hg.): Synagogen und jüdische Friedhöfe in München, München 1988, S. 95

6 Vgl. Wolfram Selig: a.a.O., S. 95

7 Vgl. Hans Lamm (Hg): Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München, 1982

## Der Abriss der Münchner Hauptsynagoge

„Platz für einen großen Parkplatz“ titelte am 10. Juni 1938 der „Völkische Beobachter“.

Nach dem Besuch einer Veranstaltung am 7. Juni 1938 im benachbarten Lenbachhaus hatte Hitler persönlich den Abbruch der Synagoge angeordnet.

Die große Synagoge in der Herzog-Max-Straße störte ihn in seiner Vorstellung von der „Stadt der Bewegung“. Zumal nur vier Wochen später der „Tag der deutschen Kunst“ abgehalten werden sollte. Bis dahin galt es, die Stadt zu „säubern“.

Am 8. Juni erhielt die Israelitische Kultusgemeinde völlig überraschend den Befehl, Synagoge und Gemeindehaus sowie zwei weitere Gebäude zu verkaufen und sofort zu räumen. Zur Begründung wurden „verkehrstechnische Gründe“ angeführt. Das Bayerische Innenministerium unter der Führung von Gauleiter Adolf Wagner legte für den Verkauf die extrem niedrige Entschädigungssumme von 100.000,00 RM fest.

Die ebenfalls im Eigentum der Kultusgemeinde befindlichen benachbarten Grundstücke an der Herzog-Max-Straße 3,5 und 7 mussten ebenfalls weit unter Preis (85.000,00) an die Stadt abgetreten werden.

Ein Vermerk des städtischen Dezernats 2 (Kommunalamt) bestätigt, dass die jüdische Gemeinde am 8. Juni vom Innenministerium in Kenntnis gesetzt wurde, dass „im Zuge einer vom Führer angeordneten städtebaulichen Maßnahme die Synagoge [...] beseitigt werden müsse.“<sup>8</sup>

In der Sitzung der städtischen „Beiräte für Verwaltungs-, Finanz- und Baufragen“ am 9. Juni 1938 referierte Oberbürgermeister Fiehler unter großem Beifall über die geplante Beseitigung der Synagoge. Der Abriss sollte „bis zum Tag der Deutschen Kunst am 10. Juli erledigt sein“. Nicht nur wegen des zweckmäßigen Parkplatzes, sondern vor allem „politisch sei die Stadt daran interessiert, dass sich die Sache nicht den ganzen Sommer über hinziehe.“<sup>9</sup>

Und Bürgermeister Tempel wies darauf hin, es sei das erste Mal im „3. Reich, dass eine Synagoge abgebrochen wird [...] eine politisch derart beachtliche Geschichte, dass man eigentlich mit beiden Händen zugreifen“ müsse. Fiehler wollte auch deshalb die Gelegenheit nutzen, weil die Juden „durch die Ereignisse in Österreich“ „eingeschüchtert“ seien.<sup>10</sup>

Das städtische Bauamt schloss daraufhin einen entsprechenden Vertrag mit der Firma Moll ab.

Oberbürgermeister Fiehler erwirkte, dass der Abriss der Synagoge und alle Folgearbeiten aus den aus jüdischem Besitz stammenden Rücklagen für den Ausbau der „Hauptstadt der Bewegung“ finanziert werden sollten. Er war sich mit Innenminister Wagner einig, dass die Kultusgemeinde selbst für die Bezahlung aufkommen sollte.<sup>11</sup>

---

8 Zitiert nach „Vortrag anlässlich der Gedenkstunde zum Tag des Gedenkens an den 9. November 1938“ im Saal des Alten Rathauses am 9. November 2010, gehalten von PD Dr. Irntrud Wojak; die entsprechenden Stadtverwaltungsakten liegen in Yad Vashem (Kopien im NS-Dokumentationszentrum München)

9 a.a.O., S. 4-5

10 a.a.O., S. 5

11 a.a.O., S. 5

Am Vorabend des Abbruchs wurde noch eilig ein Gottesdienst abgehalten. Der damals weit über die Grenzen Münchens hinaus bekannte Kantor Emanuel Kirschner rezitierte 81jährig als Schlussgesang den 102. Psalm: „Herr, höre mein Gebet, und lass mein Schreien zu dir kommen! Verbirg dein Antlitz nicht vor mir in der Not“.

Dem Gottesdienst wohnten zahlreiche deutsche Rabbiner bei, die sich anlässlich einer zeitgleich stattfindenden Versammlung des deutschen Rabbinerverbandes in München aufhielten. Unter ihnen war auch Rabbiner Leo Baeck, der Vorsitzende der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“.<sup>12</sup>

Am Ende des letzten Gottesdienstes wurden die Thora-Rollen hinausgetragen.

Am nächsten Tag begannen die Arbeiter der mit dem Abbruch beauftragten Firma Leonhard Moll mit den Abrissarbeiten.

Aufgrund des guten Mauerwerks rechnete Leonhard Moll mit Verzögerungen. Gleichwohl versicherte er den zuständigen Behörden, dass er alles daran setzen werde, um „durch zweischichtige Arbeit wenn irgend möglich das Ziel zu erreichen“.<sup>13</sup>

Der Abriss, für den die Firma Moll der Stadt München 200.000 Mark in Rechnung stellte, wurde fristgerecht abgeschlossen.

Die 1887 in den Schlussstein eingebrachte Kapsel wurde bei den Abrissarbeiten von der Baufirma Moll geborgen und dem Münchner Stadtmuseum übergeben.<sup>14</sup>

Die Synagoge an der Herzog-Max-Straße fiel im Juni 1938 als erstes jüdisches Gotteshaus in Deutschland dem Zerstörungswillen der Nationalsozialisten zum Opfer.

Auf dem Synagogengrundstück wurde ein Parkplatz errichtet.

Im Gegensatz zur Synagoge wurde das Verwaltungsgebäude der Israelitischen Kultusgemeinde nicht abgerissen.

Es wurde dem „SS Rasse- und Siedlungshauptamt“ zur Verfügung gestellt und diente dem „Lebensborn e. V.“ zwischen 1940 und 1944 als Geschäftsstelle.<sup>15</sup>

## **Erinnerungen und Gedanken von Dr. h.c. Charlotte Knobloch**

Ich mag mir nicht vorstellen, was in meinem Vorgänger Dr. Alfred Neumeyer vorgegangen sein muss. Wie muss es sich angefühlt haben, den Gemeindemitgliedern erklären zu müssen, dass ihre Synagoge, ihre religiöse Heimat, am nächsten Tag abgerissen, dem Erdboden gleich gemacht werden soll. Noch viel mehr als diese unbeantwortbare Frage treibt es mich um, dass all dies so einfach, so unwidersprochen möglich war.

Die staatliche Willkür machte so unmissverständlich klar, dass die Führung in Partei und

---

12 Vgl. Carl Oestreich: Die letzten Stunden eines Gotteshauses, in: Hans Lamm (Hg.): Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München, S. 448

13 Schreiben von Leonhard Moll an die Sonderbaubehörde Ausbau der Stadt München vom 9.6.1938, Stadtarchiv München, Kommunalamt Abg. 60/11-10

14 Vgl. Andreas Heusler: a.a.O., S.21, 29

15 Stadtarchiv München, LBK 3912, 3913, 3915/2

Staat sich aller Hemmungen entledigte. Und in der Zivilgesellschaft schien sich daran niemand zu stören. So wurden die schlimmen Ereignisse des Jahres 1938 – der Abriss der Synagoge im Juni und schließlich der Terror der Pogromnacht im November – unselige Höhepunkte der unaufhaltsam fortschreitenden „Endlösung der Judenfrage“.

Der Holocaust an den europäischen Juden ist singulär in der Weltgeschichte. In deutschem Namen war etwas Ungeahntes, in jeder Hinsicht Ungeheuerliches geschehen – alles übersteigend, was die Geschichte bis dato an Untaten und Gräueln gekannt hatte. Das Land, das Volk war nicht nur militärisch und politisch, sondern auch moralisch zusammengebrochen.

Heute herrscht hierüber Konsens. Doch es hatte lange gedauert, ehe das eiserne Schweigen gebrochen wurde. – Ehe eine Mehrheit begriff, dass nicht verdrängt werden kann, was nicht zu vergessen ist. Das Ungeheuerliche, das historisch Einzigartige der Verbrechen in deutschem Namen übersteigt die menschliche Fassungskraft. Gerade deswegen dürfen wir nicht ruhen, dies aufzuarbeiten. Eben nicht das Vergessen – die Erinnerung schützt uns vor Wiederholung.

Entscheidend ist jedoch, dass unsere Kultur des Erinnerns auf die Zukunft ausgerichtet ist. – Gedenken darf nicht zur Last, oder gar zur Schuld der jüngeren Generationen werden. Die Erinnerung darf nicht den berechtigten Stolz auf unser Land zerschmettern.

Vor allem darf Gedenken nicht emotionslose Routine werden. Erinnern muss seine zentrale Funktion behalten: Sie muss immunisieren.

Den jungen Menschen muss vermittelt werden, warum sie einen ureigenen Nutzen davon haben, sich mit einer Vergangenheit zu beschäftigen, die sie scheinbar nicht betrifft. Das genuine Interesse ist nach meiner Erfahrung bei vielen Kindern und Jugendlichen durchaus vorhanden. Aber es geht darum, dieses Interesse nicht im Keim zu ersticken.

Wenn junge Menschen fragen: „Was geht mich das noch an?“, verdienen sie eine greifbare, glaubhaft vermittelte Antwort. Meine lautet: Unsere Gegenwart ist nichts weiter als vergegenwärtigte Vergangenheit. Was wir sind, was wir tun, all das begründet sich in letzter Konsequenz aus historischen Erfahrungen und Lehren.

Vor knapp zehn Jahren haben wir in München in einer sehr feierlichen und würdigen Zeremonie den Grundstein zur neuen Münchner Hauptsynagoge „Ohel Jakob“ gelegt. In mir reifte ein Gefühl heran, das mir zu Beginn meiner Bestrebungen, die jüdische Gemeinschaft auch baulich wieder im Herz der Stadt zu verwurzeln, noch gar nicht in letzter Konsequenz bewusst war. Es manifestierte sich schließlich als Randnotiz in meinem Nachdenken über die passenden Worte für den Tag der Grundsteinlegung. Und als es soweit war, übermannte mich eben jene Emotion. Aus einem kleinen Stichwort wurde die zentrale Metapher nicht nur meiner Ansprache sondern meines aktuellen Lebensgefühls: Die Koffer ausgepackt – in Deutschland angekommen. Viele Jahre hätte ich dies nicht für möglich, nicht einmal für denkbar gehalten, angesichts der singulär schrecklichen Katastrophe, in welche Menschen ihresgleichen in diesem Land gestürzt hatten.

In diesem Jahr führt eine ganze Reihe an Jahres- und Gedenktagen die menschlichen Abgründe der Zeit des Nationalsozialismus vor Augen. Am 30. Januar vor 80 Jahren kamen die Nazis an die Macht. Bald darauf begannen die ersten antijüdischen Aktionen, die im Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 ihren ersten traurigen Höhepunkt

fanden. Um seine Diktatur zu untermauern, erließ Hitler am 24. März desselben Jahrs das Ermächtigungsgesetz – die endgültige Zerstörung der Republik. Nur die Abgeordneten der SPD stemmten sich gegen die damit herbeigeführte Zerstörung der Republik. Etliche Kommunisten und Sozialdemokraten bezahlten ihre mutige Opposition mit dem Leben oder ihrer Verhaftung und Deportation in das am 22. März 1933 eröffnete Konzentrationslager für politische Gefangene bei Dachau.

Vor 70 Jahren kam es im Warschauer Ghetto zum Aufstand, in dem die eingeschlossenen Juden sich gegen ihre Deportation in die Vernichtungslager zur Wehr setzten. Ebenfalls zum 70. Mal jähren sich die Aufstände in den Vernichtungslagern Treblinka und Sobibor sowie nicht zuletzt die Schlacht von Stalingrad – auch dies ja ein Abbild der am Boden liegenden Zivilisation in jener Zeit.

Am 9. November wird sich zum 75. Mal die so genannte Reichspogromnacht jähren – der Dambruch der enthemmten Judenverfolgung in ganz Deutschland. In meiner Heimatstadt München wurde die jüdische Gemeinde bereits im Sommer 1938 buchstäblich grundlegend erschüttert. Am 8. Juni wurde die Kultusgemeinde über den nahenden Abriss informiert. Widerstand war selbstverständlich zwecklos. Am 9. Juni schon rückte die mit dem Abbruch beauftragte Firma Leonhard Moll an. Mit Stahlbirne und Sprengladungen vollstreckten sie binnen kürzester Zeit die Zerstörung und machten unseren Tempel dem Erdboden gleich.

Als Kind liebte ich den wuchtigen Bau mit seinem achteckigen Turm, den kleineren Türmen an den Seiten und den großen Fensterbögen. Mit meinem Vater hatte ich die Hohen Feiertage stets dort verbracht. Ich sehe mich noch, wie ich die hohen Stufen des Treppenhauses zur Frauengalerie hinaufkletterte. Von dort eröffnete sich die beste Aussicht auf den prächtigen Raum, in dessen Zentrum der reich verzierte Thora-Schrein unter einem kräftigen steinernen Bogen stand. Durch große Fensterrosetten fiel der Sonnenschein hinein und brachte mit den stattlichen Leuchtern, die von der hohen Decke hingen, den riesigen Raum zum Strahlen.

Bei ihrer Einweihung im September 1887 dankte der damalige Rabbiner Perles Gott dafür, dass von nun an „die Bekenner des mosaischen Glaubens nicht mehr vogelfrei, unsted und flüchtig“ seien müssten. Mir selbst war als kleinem Mädchen der gigantische Bau wie eine uneinnehmbare Burg erschienen. Wie wir uns alle damals doch täuschten! Im Juni 1938 ist von jenem vermeintlichen Hort der Sicherheit nur noch ein Steinhauften übrig. Wo gerade noch die Münchner Juden gebetet hatten, sollten kurz darauf Autos parken.

An dem Sommerabend, an dem die Gemeinde zu einem letzten Gottesdienst in der Herzog-Max-Straße zusammenkam, wurde Leo Baeck Zeuge jenes letzten Aufschreiens einer jahrhundertealten deutsch-jüdischen Tradition. Vielleicht waren es auch jene ergreifenden, beklemmenden, herzerreißenden Eindrücke, die ihn Jahre später in seinem neuen Zuhause in England dazu bewegten, die Geschichte des Judentums in Deutschland für beendet zu erklären.

Viele Jahre war auch ich der Auffassung, dass das Judentum in Deutschland keine Zukunft haben würde. Aber so sehr man sich in seinem Optimismus irren kann, so positiv kann auch die resignierte Seele überrascht werden. Gott und einigen mutigen Menschen habe ich mein Überleben zu verdanken und ich bin froh und stolz, dass ich mein Leben dafür nutzen konnte, daran mitzuarbeiten, dass Juden in diesem Land wieder eine Heimat auf Dauer haben. Der Zuzug der vielen Tausend jüdischen Menschen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion ist der beeindruckende Beweis dafür, dass es –

paradox aber wahr – für Juden heute kaum einen besseren Ort in Europa gibt als die Bundesrepublik Deutschland. Auf dem Trümmerfeld der Zivilisation ist es hier gelungen, ein verlässliches und belastbares freiheitlich-demokratisches System zu etablieren. Ein funktionierender Rechts- und Sozialstaat, der heute absolut zu Recht als Vorbild in der internationalen Staatengemeinschaft gilt. Darauf darf, darauf sollten gerade die nachfolgenden Generationen stolz sein. Solange sie zugleich entschlossen sind, leidenschaftlich für den Erhalt dieser Errungenschaften einzustehen. „Nie wieder!“ lautet das unkündbare Vermächtnis der deutschen Geschichte. Das bedeutet auch, sich nie wieder in Sicherheit zu wähnen. Demokratie, Frieden, Freiheit – nichts von alledem ist selbstverständlich. Die Zivilisation ist keine Einbahnstraße. Das gewachsene und gedeihliche Miteinander, das wir heute wieder in München erleben dürfen, ist ein zartes Pflänzchen, auf das wir alle behutsam Acht geben sollten.

So ist auch das Gedenken an die Zerstörung der ehemaligen Hauptsynagoge in München ein Appell an alle Bürgerinnen und Bürger unserer wunderschönen Stadt. Niemals sollten die Menschen vergessen, was geschah. Niemals sollten sie vergessen, was man geschehen ließ und niemals sollten wir vergessen, wie leicht es fiel. Nur so erkennen wir die Zerbrechlichkeit von Freiheit, Demokratie und Menschenwürde. Nur so verstehen wir, warum es so unerlässlich ist, jeden Tag für unsere fundamentalen Werte einzutreten und sie gegen antidemokratische Tendenzen, Hass und Intoleranz zu verteidigen. Das ist es, was eine gefestigte Gesellschaft ausmacht und was in letzter Konsequenz über ihren Fortbestand und die gute Zukunft der nachfolgenden Generationen entscheidet. Unser Gemeinwesen braucht Zivilcourage und den festen Willen aller Menschen, daran zu arbeiten, dass unsere Heimat lebens- und liebenswert für alle bleibt, die bereit sind, offen, tolerant und in gegenseitigem Respekt zusammenzuleben.

Mein Dank gilt allen Vertretern der Politik und der Zivilgesellschaft, die über viele Jahre daran mitgearbeitet haben, dass Juden und Nichtjuden in München und ganz Deutschland heute wieder miteinander und nicht nebeneinander leben.

Die Erinnerung ist unkündbar. Eine Stunde Null gibt es in der Geschichte nicht. Nichts auf dieser Welt ist ohne Vergangenheit. Ohne Erinnerung kann es weder ein persönliches noch ein kollektives Ich geben. Was und wer wir sind, erfahren wir nur über die Erinnerung. Sie ist notwendig, damit die jungen Menschen in der Bundesrepublik verstehen können, dass die Werte, auf denen unsere Gesellschaft aufbaut, nicht selbstverständlich sind – sondern weitgehend auf Erfahrungen beruhen, die wir ihnen ersparen möchten. In unserer Kultur dient Gedenken also keinem Selbstzweck. Gedenken und Erinnern haben zwar ihren Quell in der Vergangenheit – der kostbare Brunnen jedoch, aus dem unsere Gesellschaft schöpft, steht in der Gegenwart und der Zukunft.

Möge das friedliche und freudvolle Miteinander, das wir heute wieder in München erleben dürfen, beispielgebend für ganz Deutschland und weit über unsere Grenzen hinaus sein – ein Signal aus der „Weltstadt mit Herz“ für mehr Herzlichkeit in der Welt.